

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 40 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Schuldeutsch und lebendige Sprache
Autor: Siemsen, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-313151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weil die Schüler die Bürger von morgen sind, denen wir eine glücklichere Zukunft wünschen möchten, wollen wir Arbeiten Raum geben, die sich mit der Friedenserziehung befassen.

Der Spracherziehung und dem Sprachunterricht wollen wir Aufmerksamkeit schenken, weil die Sprache Ausdrucksmittel und Kennzeichen unseres Denkens und Fühlens und damit unserer Kultur und unserer nationalen Eigenart ist. Wer unter den Kolleginnen solchen Programmpunkten seine Mitarbeit leiht, der trägt dazu bei, dass die erreichte Stufe des Jubiläums Ausgangspunkt zu gesunder Weiterentwicklung unseres Vereinsorgans wird.

« Es gibt kein Zurück! » für die « Lehrerinnen-Zeitung » – auch dann nicht, wenn mit der zweiten Nummer die Nachnahme für den XL. Jahrgang vorgewiesen wird. Kolleginnen, bedenket, die « Lehrerinnen-Zeitung » ist Angelegenheit jeder einzelnen von euch. Leset sie – arbeitet für sie – verbreitet sie.

In diesem Sinne laden zum Abonnement ein:

Der Zentralvorstand.

Der Verlag.

Die Redaktion.

Das Amt des Sprachlehrers

« Das Amt eines Sprachlehrers ist ein königliches, hohepriesterliches Amt. Er steht nicht im Namen der Schule, nicht im Namen einer Prüfungskommission, an die er einmal seine Schüler liefern müsste, nicht im Namen einer Bildung, die der Tag fordert, sondern im Namen des Volkes vor dem Schüler, des ewigen Volkes, das in allem Wechsel sich gleichbleibt. »

Philipp Wackernagel.

Schuldeutsch und lebendige Sprache

Ein Erlebnis aus meiner frühen Lehrzeit ist mir in lebendiger Erinnerung geblieben.

In einer grossen norddeutschen Handelsstadt, die für ihre schulreformatischen Versuche, besonders auf dem Gebiet des Deutschunterrichts bekannt war, wurde ein stilpsychologischer Versuch gemacht. Einige tausend Kinder aller Schulen und Altersklassen schrieben über ein paar selbstgewählte Themen. Das Ergebnis war, wenigstens für mein unbefangenes Gemüt, niederschmetternd. Es zeigte nämlich einen allmählichen aber konstanten Niedergang der Ausdrucksfähigkeit, der gegen den Schulschluss zu einem wahren Absturz wurde. Es war, als hätten die Kinder jedes natürliche Verhältnis zur Sprache, jede Gefühlssicherheit verloren. Und gerade die schulmässig gewandtesten Aufsätze, denen man im Alltag die Nummer sechs gibt, waren die unpersönlichsten, nichtssagendsten, etwa jenen Normalphotos zu vergleichen, die entstehen, wenn man ein Tausend individueller Aufnahmen übereinanderfilmt.

Dies Erlebnis hat mich seither nicht losgelassen. Wenn ich jetzt nach einem Vierteljahrhundert darauf zurückblicke, nach einem Vierteljahrhundert unablässiger Arbeit, Versuche, zweifellosen Fortschritts, muss ich dennoch sagen: Wir stehen noch ganz am Anfang unseres Weges. Und mir ist auch durchaus klar, worauf diese Schwierigkeit, worauf das langsame Fortschreiten eines lebendigen, aufbauenden und nicht hemmenden muttersprachlichen Unterrichts zurückzuführen ist.

Wir stehen im Deutschunterricht vor zwei vollständig verschiedenen, ja teilweise entgegengesetzten Aufgaben. Einerseits sollen wir die Kinder zum möglichst freien, klaren und reichen Ausdruck ihres Denkens und Erlebens und zur Aufnahmebereitschaft für den Ausdruck fremden Erlebens erziehen (eine unvergleichlich wichtige Aufgabe der individuellen und sozialen Bildung), anderseits sollen wir ihnen die «Fertigkeit» beibringen, fehlerlos sich der Sprache zu bedienen, die im geschäftlichen wissenschaftlichen Umgang und in der Öffentlichkeit gefordert wird: der Schriftsprache. Beides hat kaum etwas miteinander zu tun. Und da das zweite fürs Fortkommen im Leben ebenso unentbehrlich ist wie für die Schulexamina, so steht es unvermeidlich als Minimalforderung in erster Linie. Das Ziel des korrekten Schriftdeutsch muss erreicht werden.

Nun wissen wir aber aus vielfältiger Erfahrung, dass jede Ausdrucksfähigkeit nur dann gefördert wird, wenn sie sich ganz ungehemmt entfalten kann. Das gilt für körperlichen Ausdruck: persönliche Haltung, Tanz, Mimik, ebenso wie für künstlerischen im Zeichnen, Malen und Formen. Und es ist der Stolz der modernen Pädagogik, dass sie mehr und mehr bestrebt ist, das Kind ungehemmt von Regeln und Vorschriften zu einem ganz persönlichen, selbständigen Ausdruck gelangen zu lassen.

Anders bei der Sprache. In dieser haben wir ein sehr kompliziertes Kunstgebilde vor uns, das nach strengen Regeln sich aufbaut. Diese Regeln der Lautgebung, Wortbildung, der Flexion und Syntax sind keineswegs dem Kinde eingeboren und ihm nur bewusst zu machen. Sie sind das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, begründen eine Wissenschaft, und zwar eine der schwierigsten und abstraktesten, und Sprachbeherrschung ohne Spracherkenntnis ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Nun ist zwar festzustellen, dass künstlerischer Ausdruck sprachlicher Art ohne solche Sprachbeherrschung durchaus ebenso möglich ist wie künstlerische Gestaltung in den bildenden Künsten ohne entwickelte Technik. Es gibt ganz wundervolle Zeichnungen und Plastiken primitiver Völker wie primitiver Menschen, die mit einem Minimum von Technik ohne eine Spur perspektivischer oder anatomischer Kenntnisse geschaffen sind. Und es gibt ebenso sprachliche Schöpfungen, die mit den allereinfachsten Mitteln ganz hohe Wirkungen erreichen, wie beispielsweise die Lieder einfacher Völker und ihre Märchen und Geschichten, die, von Mund zu Mund weitererzählt, gerade in dieser Ueberlieferung die vollendetste Schönheit erreichen.

Aber unsere entwickelte Sprache mit ihrer Schreibtechnik, ihrer hochausgebildeten Grammatik, ihrer Rechtschreibung ist ein Material von allerhöchster Differenziertheit, das zwar die grössten Ausdrucksmöglichkeiten, aber auch die schwersten Gefahren in sich schliesst. Und mit diesem Material müssen wir unsere Kinder vertraut machen und ihnen in seiner Handhabung eine Sicherheit geben, die zum mindesten für den täglichen Bedarf ausreicht.

Dabei aber stellt den Deutschen und den deutschsprachigen Schweizern insbesondere die Sprache noch eine ganz besondere Falle. Romanische Völker ebenso wie die englischsprechenden haben zwar ihre Dialekte, die sogar sehr mannigfaltig sind. Aber die «Schriftsprache» ist zugleich so sehr Umgangssprache und so dialektnahe, dass eine wirkliche Schwierigkeit in ihrem Gebrauche nicht entstehen kann, dass jeder, der die Schule durchlaufen hat, sich in ihr wohl und sicher zu Hause fühlt und auch bei stärkster Jargonfärbung seiner Sprache keinen Gegensatz empfindet. Ich führe darauf zum grossen

Teil die Sprachkultur der Romanen zurück, die kaum je in die Verschrobenheiten, Unklarheiten und Geschmacklosigkeiten Deutschsprachiger verfallen, und die ungemeine Elastizität des Englischen, durch welche es zur Weltsprache geradezu vorherbestimmt wird.

Dagegen ist der Schweizer zweisprachig von Hause aus und die Sprache, die Schriftsprache seines Alltags und Verkehrs ist, wird ihm sogar, wie mir scheinen will, mehr und mehr zur Fremdsprache, der gegenüber er befangen, wenn nicht ablehnend ist. Das stellt die Schule vor eine fast unlösbare Aufgabe und ist eine wahre Bedrohung für die Ausdrucksfähigkeit und damit für den Erlebnisreichtum und die Lebenssicherheit der Kinder. Muss das sein? Das heisst, ist es nicht denkbar, dass die nun einmal unvermeidliche Schriftsprache und das vielfältige und so ungemein wandlungsreiche «Schwyzerdütsch» des täglichen Lebens etwas von ihrer Fremdheit und ihrer zeitweisen Gegensätzlichkeit verlieren, und auch bei den Kindern mehr als zwei Aspekte ein und derselben lebendigen Sprache empfunden werden?

Ich würde es gar nicht wagen, diese Frage zu stellen, wenn wir nicht Beispiele solch ganz lebendigen Aufeinandereinwirkens von Dialekt und Schriftsprache hätten sowohl in der Schweiz wie ausserhalb.

Das erste, ganz grosse, ist Jeremias Gotthelf. Dies unvergleichliche Sprachgenie bringt es fertig, Schriftsprache und Berndütsch zu einer Einheit umzuschaffen. Man muss es immer wieder erleben, wie er vom einen ins andere hinüberwandelt, oft in dem gleichen Satz, derselben Rede, und wie das Hochdeutsch dabei aufblüht, das Berndütsch nuancenreicher und inhaltsmächtiger wird. Von Gegensatz und Fremdheit kann keine Rede mehr sein.

Das andere, sehr vielgestaltige Beispiel finden wir überall dort, wo vielerlei Dialekte sich mischen, in Großstädten, Hafenstädten, am meisten dort, wo die Schiffer der verschiedenen Nationen sich treffen. Bêche la mer, Pigdin Englisch, Niggerenglisch sind die verbreitetsten Formen dieser souveränen Sprachbehandlung (souverän aus dem Zwang der Not, aber von unerhörter Elastizität und Ausdrucksmöglichkeit). Auf deutschem Sprachgebiet ist wahrscheinlich Berlin die Stadt, in welcher der Dialekt am stärksten auf das Hochdeutsch eingewirkt, es umgebildet und bereichert hat und dadurch selber an Kraft und Umfang des Ausdrucks gewachsen ist.

Was ist all diesen Beispielen eigen? Die Unbefangenheit, mit der die Sprache benutzt und umgeformt wird für den jeweiligen Bedarf, die Sicherheit, mit der man sich als Herr der Sprache fühlt, statt ängstlich nach ihren Regeln zu blicken.

Den Kindern ist dergleichen Sicherheit natürlich. Solch ein kleines Wesen ist der geborene Sprachschöpfer und springt mit der überlieferten Sprache beglückend unbefangen um. Wortbildungen, vor denen uns schwindelt, Umformungen, die das Entzücken jedes wirklichen Sprachforschers sein müssten, Uebergänge von einer Sprache in die andere, ohne dass der geringste Unfall erfolgt: das ist bei ihnen alltäglich. Leider werden sie sehr bald aus diesem Paradies der schöpferischen Unschuld vertrieben, und der Engel mit dem feurigen Schwert, der sie vertreibt, auf dass sie im Schweiss ihres Angesichts ihre Sprache gebrauchen, ist das Schriftdeutsch mit seiner drohenden grammatischen Richtigkeit und der Dürre seiner Rechtsschreibung.

Verstehen wir recht: die Arbeit im Schweisse seines Angesichts ist des Menschen Teil. Und zu ihr gehört auch die Arbeit mit dem Schriftdeutsch. Wir können nicht, noch sollten wir unsere Kinder davor verschonen. Und

sogar die Kenntnis der Sprachanatomie, die grammatische Arbeit gibt, kann heilvoll, fördernd und fruchtbar sein. Was wir aber nicht dabei verlieren dürfen, sondern den Kindern hell und heller ins Bewusstsein bringen, ist, dass sie im Deutschunterricht nicht eine Sprache zu lernen haben, die ihnen fremd und äusserlich ist und deren Regeln sie zwingen. Dass es vielmehr ihre Sprache ist, ihr ganz persönliches Eigentum, die sie sich umschaffen können und sollen, bis sie ihnen passt wie die eigene Haut, dass die Sprache, deren Grammatik sie lernen, nichts ist als ein Augenblicksstadium eines langen Wachstums- und Schöpfungsprozesses, an dem die Kinder selbst beteiligt sind, und dass die Regeln nichts anderes sind als die Feststellung der Gesetze, nach denen dieses Wachstum vorgeht und in das auch eine ganze Menge von dem gehört, was wir heute Sprachfehler nennen, und was morgen vielleicht schon Sprachgut sein wird.

Das geht nicht? Das wäre ja Sprachzerstörung und Sprachverwilderung? Gemach, liebe Kolleginnen. Es gibt nur eins, das neben dem eigenen sprachbildenden Antrieb spracherhaltend wirkt: das ist das grosse und lebendige Vorbild. Jeremias Gotthelf neben Goethe, und neben Spitteler der so sehr von den romanischen Sprachen her geformte, der so sehr « schriftdeutsche » Conrad Ferdinand Meyer ... und dann, ja nicht zu vergessen, das Vorbild der Lehrerin erzählend und plaudernd und am besten so, dass ihre Rede nicht zerfiele in ein Lektionenschriftdeutsch und ein Bern- oder Züridütsch der Freizeit (nichts kann verheerender wirken als eine solche Scheidung), sondern so, dass die Kinder merken, sie ist in der Sprache Goethes und Lessings, Conrad Ferdinand Meyers und endlich ja auch der Leute von Seldwyla ebenso daheim wie im ortsüblichen Schwyzerdütsch, damit es ihnen auch in beiden gleicherweise heimelig zu Sinne sei.

Wenn sie dann versteht, die Kinder selber reden zu machen und sie zum unbefangenen Niederschreiben des Erzählten zu bringen, nicht etwa, weil man einen korrekten Schulaufsatz liefern muss mit Nummernklassifikation, sondern weil es doch gar gut ist, öppes Luschtigs oder öppes Liebs niederzuschreiben und aufzuheben, so ist eigentlich schon alles gewonnen.

Wie komm ich zu diesen Betrachtungen? Weil ich da just eine Arbeit aus der Hand lege, die uns eine Züricher Kollegin als Frucht ihres Lebens geschenkt hat, in der es sich um nichts anderes handelt, als die Kinder vertraut zu machen mit dem Werkzeug, das ihre Doppelsprachigkeit, ach nein, das die Tatsache ihnen gibt, dass in der Schweiz so wie nirgends die Möglichkeit wäre, zu einer Belebung und Neublüte der Schriftsprache auf dem Boden der schönen, mannigfachen, in ihrer Ueberlieferungszähigkeit so jungen und lebendigen Dialekte.

Anna Siemsen.

Vom deutschen Sprachunterricht zum eigenen Stil

In der Muttersprache soll jeder normal begabte Mensch auch Neues, Ursprüngliches oder einen erteilten Auftrag in guter Form schriftlich darstellen können. Das verlangen die praktischen Lebensverhältnisse.

Eine gute Idee ist Bedingung fürs Gelingen einer selbständigen Arbeit. Die Durchführung bereitet keine unüberwindlichen Hindernisse. Die Idee treibt von selbst vorwärts, wenn auch unter Anstrengung und Kampf und vielleicht nicht ganz zu unserer Zufriedenheit. Es ist zweifellos eine Grundbedingung der Selbständigkeit überhaupt, die Schüler dazubringen, dass sie sich selbst